

Und ich sah . . .

Mit diesen Worten der Apokalypse beginnt Robert Morel in seinem Roman „Sonntag der Satten“¹ Gericht zu halten über ein verlogenes Christentum unserer Tage.

Robert Morel ist gute 27 Jahre alt, Avantgardist kämpferischer junger Katholiken in Frankreich und steht in einer Reihe mit Bloy und Bernanos, diese in der Leidenschaftlichkeit seiner Anklage noch übertreffend. Persönlich arm, hilfsbereit und selbstlos bis zur Selbstaufgabe, erfüllt von einer drängenden Liebe zur Wahrheit, zu Christus und seiner Kirche, will er Rufer und Dränger sein zur Lauterkeit und Wahrhaftigkeit unseres christlichen Seins und Tuns. Nach einem Worte von Charles Péguy, das er seinem Roman voranstellt, muß er „die Wahrheit sagen, mit der Betonung, die ihr zukommt, traurig, wenn sie traurig ist, hart, wenn sie hart ist, froh, wenn sie froh ist.“

Morels Wahrheit ist hart. Sie hat unerbittliche Augen. Er sieht in seinem neuen Buch an einem Sonntagmorgen in der kleinen französischen Provinzstadt „die Feigen, die Ungläubigen, die Unzüchtigen, die Mörder, die Käuflichen, die Magier und Götzendiener und alle Lügner“.

Er sieht die Sathheit des Pfarrers Tolérable, den ungläubigen Herrn Rivière, die mannstolle Postangestellte Elisabeth, den Briefträger Jules, Guy Marchand, den Maler, das Fräulein Mobet und die kleine Nicole. Hinter den meisten sieht er den Herrn dieser Welt, den Teufel, der, wie es in der fast widerlichen Szene des brevierbetenden Pfarrers heißt, „sein Nest im Ohre Jesu Christi“ baut.

Morel sieht scharf und sieht vieles richtig. Ist doch der Mensch immer gefährdet. Wir tragen alle Masken und nur für den, der ganz ohne Sünde ist und war, wird dieses Buch nicht Ge-

wissensforschung sein. Gegen den Pharisäer ist dieses Buch geschrieben, gegen jenen Menschentyp, über den Christus ähnlich scharf gesprochen hat, nicht eigentlich gegen die Sathheit des Bürgers.

Doch selbst auf die Gefahr hin, daß man uns zu den Feigen zählt, die aus lauter Rücksicht und Vorsicht zusammengesetzt sind, äußern wir einige Bedenken gegen dieses Buch.

Wir wollen die persönliche Lauterkeit Morels unangetastet lassen, der, wie er sagt, die Peitsche zuallererst gegen sich selbst schwingen möchte. Wir wollen auch das Anliegen nicht übersehen, daß wir herauskommen müssen aus allem Scheinchristentum, aus aller Tarnung und Lüge. Warm berührt uns das Wort, das Morel wie ein Selbstgespräch mitten im Roman stehen hat: „Sie werden wieder dazwischenfahren und diesmal vielleicht noch schärfer, diesmal werden sie mich vielleicht zur Tür der Literatur hinauswerfen (aber nicht davor habe ich Angst), zur Tür ihres Herzens hinauswerfen (das tut mir weh). Aber ich sage mir, das Schlimmste wäre es, zur Tür des himmlischen Vaterhauses hinausgeworfen zu werden. Vielleicht muß man aus allen Häusern vertrieben worden sein, um an Ende der Zeiten in dieses Vaterhaus eintreten zu dürfen“ (S. 49).

Und dennoch muß es gesagt werden: Robert Morel sieht nicht richtig, so scharf seine Augen auch sind. Oder sagen wir besser, er sieht und sagt es in diesem Buche nicht. Er sieht nicht, daß auch Himmel über dem Abgrund ist und daß Christus der Herr gerade zu diesen Feigen und Sündern, Mördern und Magiern kam, für sie starb und sie liebte. Er sieht nicht hinter das heimliche Suchen auch der Verirrten. Manchmal möchte man meinen, er sähe in der Kirche Gottes eine Kirche der Heiligen in dem Sinne, wie es die Sektierer tun. Christentum ist schwere Aufgabe, uns allen aufgegeben; und wer will sagen, daß er das Ziel schon erreicht habe? Morel sieht den Menschen und die Kirche ideal,

¹ Düsseldorf 1949, Verlag L. Schwann. Geb. DM 8.40.

man möchte sagen: als abstrakte Idee, für die er sich mit fanatisch wirkendem Eifer einsetzt.

Morel sieht nicht, daß man die Wahrheit nicht sagen darf auf Kosten der Liebe. Das Kapitel über ein schreiendes Plakat, an dem sich die ganze Brüchigkeit eines pharisäischen Christentums zeigt, ist ein Meisterwerk. Aber soll man deshalb das Geschehen unter Unzüchtigen so „wahr“ zeigen, daß die Schilderung es mit jedem billigen Schundroman aufnehmen kann?

Beim hl. Meßopfer spricht der Priester vor dem Volke sein Confiteor. Das ist nicht ohne Sinn und Grund. Er hat die größere Verantwortung und oft auch die größere Schuld. Wir wollen nicht die Stimme erheben gegen jedes Wort der Kritik, das aus einem die Kirche und das Priestertum liebenden Herzen kommt. Nur sollte man diese Liebe auch gelegentlich einmal spüren, im Worte spüren, sie nicht nur vor sich halten als Schild für sein

eigenes Tun. Das möchte man auch Morel sagen.

Es gibt zwei Wege, die Menschen zu bessern, ihnen die Augen zu öffnen und ihnen zu helfen: den Weg des Bußpredigers — und der tut uns heute bitter not —, aber auch den Weg der verzeihenden Güte. Beide Wege haben ihre Berechtigung. Beide müssen immer beieinander zu finden sein, so wie es bei Vianney, dem heiligen Pfarrer von Ars, war.

Robert Morel schließt sein Buch mit dem Nachtgebet des Kindes Nicole. Es ist die letzte Seite des Buches, seine tiefste und schönste. Hier wird Morel selbst zum Kinde.

Wenn die selbstauferlegte Fastenzeit, wie Morel seine streitbaren Werke „Sonntag der Satten“ und „Judasevangelium“ nennt, vorüber ist, wird er uns, das hoffen und wünschen wir, einmal Bücher schenken, in denen mehr Himmel ist als Hölle. Solche Bücher brauchen wir heute.

Georg Wolf S. J.

Besprechungen

Naturwissenschaft für alle

Dem Wunsche des Nichtfachmannes, in die Welt der modernen Naturforschung einen Blick zu tun, begnet heute mehr denn je das Verlangen der Naturforscher selbst, aus dem Schatz des Spezialwissens heraus der nichtfachkundigen Mitwelt etwas Bleibendes und Allgemeingültiges mitzuteilen. Wer sich nicht blind dem Strom der Ereignisse überlassen, sondern in eigener Entscheidung Stellung nehmen will, kann das nur aus einem vertieften Wissen heraus tun. Eine wertvolle Hilfe in dieser geistigen Auseinandersetzung, zu der jeder heute aufgerufen ist, bietet sich an in der ausgezeichneten, preiswerten (je Band DM 4.80) Buchreihe der CES-Bücherei des Curt E. Schwab-Verlages in Stuttgart. Sie hat vor manchen Versuchen ähnlicher Art den großen Vorzug, daß sie bei größtmöglicher Allgemeinverständlichkeit, Knappheit und Übersichtlichkeit dennoch die wissenschaftlichen Tatsachen nicht „popularisiert“ und verniedlicht. Dafür bieten auch die Autoren dieser Buchreihe Gewähr, die durchweg Wissenschaftler von Ruf sind.

Der Heidelberger Astrophysiker Professor Dr. Heinrich Vogt gibt uns einen leben-

digen Einblick in unsere heutigen Vorstellungen vom „Bau des Weltalls“ (Band 16). Von der Welt unseres Sonnensystems und dem Milchstraßensystem aus führt der Verfasser in die fernen Welteninseln der außer-galaktischen Nebel. Die unvorstellbaren Größenverhältnisse drängen zu der Frage: Ist die von Materie erfüllte Welt unendlich groß oder hat sie ein endliches Volumen? Wie müssen wir uns die Welt als Ganzes vorstellen? Diese Fragen werden im letzten Kapitel des Buches beantwortet, wobei die kritische, sachengerechte Haltung des kenntnisreichen Verfassers besonders hervortritt. — Der Kreis der zuletzt angeschnittenen Probleme wird von Kurt Himpel, einem Schüler von H. Vogt, in einem Band (2) „Probleme der Entwicklung im Universum“ aufgegriffen. Vogt ist ehrlich genug, zu bekennen, daß unser Wissen über die Entwicklung des Universums noch mehr Fragezeichen als Antworten enthält. Was der Verfasser aber über das Alter des Universums (einige Milliarden Jahre), die Expansion des Weltalls, das Planetensystem, die Entwicklung des Erdkörpers zu berichten weiß, ist geeignet, in uns nicht nur ehrfürchtiges Staunen, sondern auch die Hoffnung zu erwecken, daß der for-